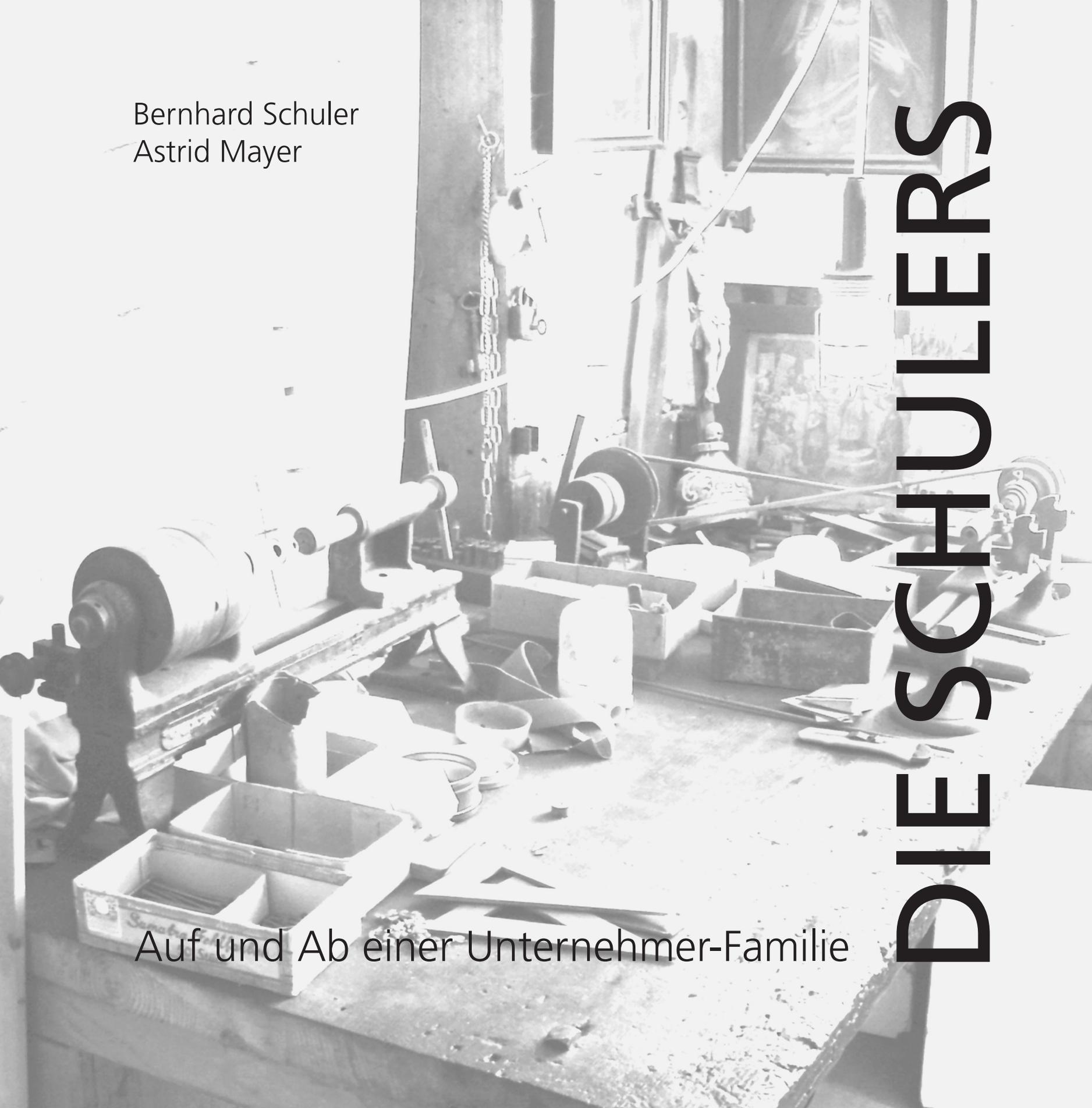
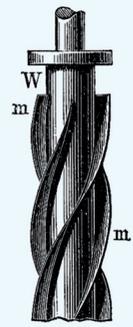


Bernhard Schuler  
Astrid Mayer

# DIE SCHULERS

Auf und Ab einer Unternehmer-Familie





Bernhard Schuler

Herausgeber und familiäre Recherche

Astrid Mayer

Text und allgemeine Recherche

## Im Takt der Zeit

Geschichte der Unternehmer-Familien Schuler  
im schwäbischen Gosheim seit 1835

Uhrenmacher – Mechanikus – Dreher

# Inhalt

00	Vorworte	7
01	Auf und Ab einer Unternehmer-Familie	13
02	Ziegler – Uhrmacher – Mechanikus	26
03	Drei Schulerbrüder werden wohlhabende Leute	47
04	Sonderwege: Zunächst zurück zum Handwerk	71
05	Der Preis für Menschlichkeit	88
06	Überleben ist jetzt erst einmal das Wichtigste	108
07	Zwei Fremde suchen in Gosheim ihren Platz	122
08	<i>With a little help from my friends</i> (Hilfe von Freunden)	133
09	<i>Point of no return</i> – Unwiderruflich Unternehmer	159
10	Bitte übernehmen!	170
11	Epilog	179
12	Anlagen	186
13	Literaturverzeichnis	206



Bild 00.1 /

Gosheim um 1870 nach einer Skizze des Malers Bernhard Schuler (1858–1949)

## 06 Überleben ist jetzt erst einmal das Wichtigste

Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands folgte zwei Wochen nach der Übergabe Gosheims an die französischen Streitkräfte, am 8. Mai 1945. Die alliierten Streitkräfte übernahmen das Kommando im Land und versuchten, das verbrecherische nationalsozialistische Regime durch demokratische Kräfte zu ersetzen. Bis man herausgefunden hatte, wer in Gosheim diese repräsentieren konnte, ernannte der französische Kommandant übergangsweise den ehemaligen französischen Kriegsgefangenen Noir zum Chef im Gosheimer Rathaus. Da dieser schon etliche Jahre als Zwangsarbeiter bei der Firma Zisterer beschäftigt war, kannte er sich in Gosheim aus. Für die Wohnung des ‚Capitains‘ der örtlichen Besatzung wurde eine Villa in der früheren Adolf-Hitler-Straße (heute Breitestraße) beschlagnahmt und nicht weit davon, in der Friedhofstraße, ein neueres Haus, um dort ein Offizierscasino einzurichten.

Für Tante Cilli bedeutete der „Umsturz“, wie man landläufig die Machtübernahme durch die Sieger nannte, dass sie sich ebenfalls eine neue Bleibe suchen musste. Bisher genoss sie als Ehefrau eines SS-Mannes das Privileg der Unkündbarkeit ihrer Wohnung bei ihrer Schwester Angela und deren Mann. Nun beanspruchte ihre Schwester die Räume für ihre Familie, die mittlerweile um zwei Mädchen gewachsen war. Mit der ihr eigenen Zähigkeit schaffte es Cilli, sich in einem älteren Bauernhaus in der Oberdorfstraße aus Abstellkammern ein wohnliches Zuhause einzurichten. Es gelang ihr auch bereits im Herbst 1946 wieder eine neue Anstellung als Kontoristin in Gosheim zu bekommen. An eine Weiterbeschäftigung bei ihrem früheren Arbeitgeber in Aldingen war ohnehin nicht mehr zu denken, denn der Zugverkehr auf der Heubergbahn war wegen der täglichen alliierten Fliegerangriffe gegen Ende des Krieges stark eingeschränkt und danach gänzlich eingestellt worden.

Überhaupt war man in Gosheim während der ersten Nachkriegsmonate – wie überall in der Umgebung – vom Umland völlig abgeschnitten. Abends ab 20 Uhr herrschte totale Ausgangssperre. An den Ortsausgängen waren Schlagbäume mit Wachhäuschen eingerichtet und wer passieren wollte, musste einen vom Kommandanten genehmigten Passierschein (Laissez-passer) vorzeigen.

Damit auch ja jedem klar war, was die Stunde geschlagen hatte, wurde jeden Morgen vor dem Rathaus die französische Nationalflagge gehisst und abends wieder eingezogen. Dabei intonierte ein Trompeter die französische Nationalhymne während eine Soldatenabordnung stramm salutierte. Während dieser Zeremonie mussten auch vorbeigehende Zivilisten der Fahne ihre Ehre erweisen: Stillstehen, Männer mussten ihre Kopfbedeckung abnehmen. Derlei Machtdemonstrationen dulden offenbar in keinem Regime, dass man ihnen den Respekt verweigert: Bei Zuwiderhandlungen drohte eine Nacht Arrest im Rathausverlies, einem Kellerraum mit einem vergitterten Fenster zur vorübergehenden Aufnahme von Gesetzesübertretern. Zumindest einmal wurde diese Strafe über einen Gosheimer Landwirt (Simon Steiner) verhängt, der nichtsahnend, vom Felde heimkehrend und ohne jede subversive Absicht das Stillstehen vergaß.

Die Beschäftigung der Menschen bestand ohnehin in diesem Frühsommer 1945, auch hier in Gosheim wie überall im Land, ausschließlich in der Feldarbeit. Das Arbeiten in den Fabriken oder Werkstätten wurde von der Besatzung verboten und die Schlüssel zu den Räumlichkeiten eingezogen. Um die Felder im Wiesental wieder bewirtschaften zu können, mussten die Landwirte zuallererst die mehrere Meter tiefen Bombenrichter auf ihren mit Schaufel und Schubkarre wieder einplanieren. Es waren, welch' ein Glück, die einzigen Kampfspuren um den Ort, am 22. Februar 1945 zurückgelassen von einem zurückkehrenden alliierten Bombergeschwader, das an die 100 Bomben zwischen dem Ort und dem Sportplatz abwarf. Als Füllmaterial wurden die ausgeworfene Erden – und wo diese nicht ausreichten – auch Stahlspäne aus den Metalldrehereien benutzt.

Dann wird auch in Gosheim entnazifiziert. Das hässliche Wort, das selbst etwas vom Nazi-Jargon an sich hat, weil es an Desinfektion erinnert, meint die Entfernung aller überzeugten Parteigänger Hitlers aus politischen und öffentlichen Ämtern und aus den Schaltstellen der Wirtschaft. Kein einfaches Unterfangen zu entscheiden, wo die Mitläufer und wo die Verantwortlichen sitzen. Die Franzosen gehen es an mit der ihnen eigenen Mischung aus gesundem Menschenverstand und Abneigung gegen zu starre Regeln.

Eine Haltung, die Vor- und Nachteile haben kann. Die teilweise recht subjektive Einstellung zu dem, was Recht ist, kann zu Anarchie führen. Auch ein Stiefbruder von Franziska Schuler ist Opfer von Selbstjustiz durch französische Soldaten geworden. Es handelt sich um Roberts Schwager Karl Linder (1893–1945), der nach Böblingen geheiratet hatte. Der war in Bremen in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten, hatte aber offenbar seine Zugehörigkeit zur SS verheimlichen können, denn er wurde sehr schnell entlassen.

Aber in Obernheim, wo er zu seiner Familie stieß, wusste man nur zu gut Bescheid über seine politischen Überzeugungen und seine Laufbahn – er hatte es schließlich in der SS zum Obersturmbannführer gebracht, und war wohl mit dem Herzen dabei gewesen, zumindest hatte er sich öffentlich ausgiebig dahingehend geäußert. Ein Oberheimer, der im Konzentrationslager Stetten am kalten Markt Folter erlitten hatte, wahrscheinlich durch Mitglieder eben der Organisation, der auch Karl Linder angehört hatte, zeigte den Zurückgekehrten bei der französischen Armee an. Die machte denn auch ordentlich Aufhebens um den flüchtigen SS-Mann, französische Militärpolizei kam mit Jeeps und Maschinengewehren, umstellte das Haus der Schwester Therese, um den Unbewaffneten zu verhaften, der zwar gewarnt worden war, wegen seiner Entlassungspapiere aber glaubte, unbesorgt sein zu können.

Aber die französischen Polizisten zerrissen diese Entlassungspapiere und verhafteten den Karl Linder. Der 52-Jährige wurde ins Kriegsgefangenenlager in eben dieses Stetten gebracht, ein paar Tage später aus seiner Zelle dort geholt und ist seitdem verschollen. Sein Zellengenosse berichtet, er habe zwei Schüsse gehört, kurz nachdem Karl Linder abgeführt worden war. Er vermutete, Linder sei in einem Keller ermordet und dann irgendwo auf dem Gelände des Lagers verscharrt worden. Die Vorgesetzten der Mörder haben dieses Vorgehen entweder gedeckt oder willentlich übersehen. Linders Sohn Karl, der später beim Innenministerium in Stuttgart Oberregierungsrat wurde, hat lange versucht zu klären, was aus seinem Vater nach seiner Verhaftung wurde. Aber offiziell wusste man bei den französischen Behörden nichts über dessen Verbleib. Seine Angehörigen haben später auch vergeblich nach dem Ort gesucht, an dem Karl Linder wohl verscharrt worden war.

Der zweite Sohn des Verschollenen, Helmut Linder, zog nach seiner Pensionierung mit seiner Frau Rose von Böblingen nach Tettang am Bodensee und verstarb dort, über 93-jährig, im Mai 2015. Er selbst war damals während dieses Geschehens in Gefangenschaft und konnte später auch nichts über den Verbleib seines Vaters erfahren. \* **Bild 06.1**

Es war, wie Bernhard Schuler traurig vermerkt, eine gesetzlose Zeit, während in den dreizehn Jahren davor zwar Gesetz und Ordnung herrschten, aber kein Recht. Der Kommandant der französischen Streitkräfte in Südwürttemberg hatte nach dem Krieg ziemlich schnell für das Ende von Plünderungen und Willkür gesorgt und bestrafte Soldaten, die sich diesbezüglich etwas zuschulden kommen ließen. Aber offenbar blieb ihm vom Vorgehen seiner Truppen so einiges verborgen. In Obernheim ging es schlimmer zu als in Gosheim, da hatten die Eltern Schuler keine glückliche Hand, als sie ihre beiden Ältesten nach Obernheim schickten, weil es dort mehr zu essen gab. Sie wurden schon vor der Verhaftungsaktion aus begreiflichen Gründen von der Tante schleunigst nach Hause geschickt.

So sind ihnen wohl höchst beängstigende Szenen erspart geblieben, so wenn wieder einmal marodierende Soldaten ins Dorf kamen, Hühner aus den Ställen und Uhren und Schmuck aus den Wohnungen mitnahmen, oft mit brutalen Mitteln. In Obernheim wurde ein Paar, das nach Einbruch der Dunkelheit – also während der Ausgangssperre – noch unterwegs war, kaltblütig erschossen, aber erst, nachdem das Mädchen vergewaltigt worden war. Die Soldaten waren sich sehr wohl des Unrechts bewusst, denn sie pressten dem Vater noch eine schriftliche Bestätigung ab, dass es sich bei der Vergewaltigung und Ermordung seiner Tochter um einen Unglücksfall gehandelt habe. In Gosheim ist das Ärgste noch gewesen, soweit sich Bernhard Schuler erinnern kann, dass marokkanische Soldaten vor dem Gasthaus „Krone“ auf offenem Feuer einen Hammel brieten, den sie sich zuvor beim Schäfer auf freiem Feld geholt hatten und dass sie Hühner auf den Straßen aus dem fahrenden Jeep mit ihren Pistolen abknallten und mitnahmen.

Die Besatzer Gosheims fragen diejenigen, die es wissen mussten, wer die örtlichen Nazis seien: Die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen. Klar, dass diese ihre Quälgeister und Wärter kennen und im Gegensatz zu den meisten Bewohnern keine Scheu haben, sie auch zu nennen. Sie wissen auch, wer menschlich mit ihnen umgegangen ist. So bekommen manche Gosheimer das Gefühl, diese armen Menschen, denen daran sicherlich wenig lag, hätten die Macht über Gosheim übernommen und könnten diese womöglich nutzen, um sich zu rächen.

Einige politisch unverdächtige Gosheimer Männer werden aufs Rathaus zitiert und in die vakanten Verwaltungsposten eingesetzt – Parteifunktionäre kommen ins Internierungslager nach Stetten. Auch alle Männer im Alter von 18 bis 45 Jahren, die keine Entlassungspapiere aus Kriegsgefangenschaft vorzuweisen haben, müssen am gleichen Tag Mitte Mai 1945 Richtung Heuberg nach Stetten am kalten Markt marschieren, und nicht alle kommen bald wieder. Daran, dass alle mit mussten zur Befragung, sieht man, was die Besatzer von den Deutschen hielten: Ein Volk von Verbrechern. Die Amerikaner hatten noch viel drakonischere Vorschriften für die Entnazifizierung als die Franzosen.

Robert Schuler mit seinen 43 Jahren war eigentlich noch in einem Alter, um da mitzumarschieren, aber er blieb unbehelligt. Er war an diesem Tag mit seinem ältesten Sohn unterwegs, hatte Kalk auf dem Handwagen, mit dem sie aus Schömberg zurückkamen. Auf dem Rathaus in Wehingen musste Robert seinen Passierschein (Laissez-Passer) zeigen, während der Sohn im Hof den Handwagen hütete. Auf der Straße nach Gosheim begegnete ihnen dann der Zug, an die vierzig verängstigte Männer, die keine Ahnung hatten, was ihnen bevorstand. Einige kamen schon nach wenigen Tagen vom Heuberg wieder. Diejenigen aber,

die als belastet eingestuft wurden, wurden nach Frankreich geschafft, wo sie meist auf Bauernhöfen mitarbeiten mussten, zum Teil jahrelang. Diese Männer, die weder in Uniform noch im Rahmen von Kampfhandlungen festgesetzt worden waren, wurden einfach als Kriegsgefangene betrachtet und behandelt.

Da hatten die Schulers ausnahmsweise mal ein bisschen Glück: Der Vater war zu alt, um mitgefangen zu werden und sein Sohn Bernhard zu jung, 12 Jahre alt. So konnte Robert Schuler endlich einen ordentlichen Ziegenstall und darüber eine Scheune aus Stein bauen, damit die Tiere im Winter nicht so frieren mussten. Nun bekam er den Kalk und die Bretter dazu, und kein Nazi verweigerte ihm mehr die Bezugsscheine, nur weil er nicht kuschen wollte. Er hat sich die Behausung der Tiere (Schwein und Ziegen) einiges kosten lassen: Er musste zwei Wochen im Steinbruch von Schömberg schuften, bis er seine Mauersteine, die aus Sand und Kalk gepresst wurden, mit nach Hause nehmen durfte – an Geld war damals keiner interessiert, an Arbeitskraft war viel mehr Bedarf.

Von Politik wollte Robert Schuler nichts wissen. Der Missbrauch der Deutschen durch den Nationalsozialismus saß ihm zu tief in den Knochen. Er gehörte nicht zur Gruppe der Männer, die die Franzosen am 10. Mai aufs Rathaus zitiert und mit Zigaretten und Schnaps bewirtet hatten. Ludwig Weiß war dabei, der Enkel von Quirin Weiß; derjenige, dessen Vater Johannes (Quirins Sohn) es 1933 gewagt hatte, sich einem NSDAP-Funktionär entgegen zu stellen, der zum Singen des Horst-Wessel-Liedes aufforderte und dafür eine Woche im Gefängnis verschwunden war.

Der mutige Postbeamte Albert Mayer war dabei und der Instrumentenmacher Josef Weber. Ebenso die Fabrikanten Alois Grimm und Xaver Weiß, sowie die Gipser Johannes Mauch und Jakob Weber. Diese insgesamt zehn Männer saßen mit zehn französischen Soldaten im Rathaus. Catherine, die elsässische Freundin, die Tante Sophie aus Freiburg mitgebracht hatte, dolmetschte. Sie sollten einen provisorischen Gemeinderat bilden und wählten Ludwig Weiß als vorläufigen Bürgermeister.

Sie hatten keine dankbaren Aufgaben. Die erste war, den Franzosen zu erklären, wer die Leute waren, die in Gosheim NSDAP-Mitglieder waren und welche Verantwortlichkeiten sie hatten. Vierzig ihnen verdächtige Männer hatten die Franzosen zur ersten Sitzung dazugeholt, über die sie Auskunft wollten. Drei von ihnen wurden verhaftet.

Die anderen mussten sich bald darauf in eine der Dependancen des Konzentrationslagers Struthoff nach Schörzingen begeben – um den tot geschundenen und verscharrten Häftlin-

gen wenigstens ein menschenwürdiges Begräbnis zu geben. Ob denjenigen, die ihren Mitmenschen damit gedroht hatten, dass sie das Schicksal dieser nunmehr Toten teilen müssten, endlich bewusst wurde, was sie da geredet hatten? Hat ihnen der Kontakt mit den Toten, deren ausgemergelten Körpern man ihr Leiden ansah, deutlich gemacht, wovor sie so lange die Augen verschlossen hatten – dass sie durch ihre Parteizugehörigkeit ein Terror-Regime unterstützt hatten? Das war jedenfalls wohl das Ziel der Franzosen, als sie diese Männer als Totengräber einsetzten.

Die Entnazifizierung zog sich noch zwei Jahre hin, auch im französischen Besatzungsgebiet Württemberg-Hohenzollern. Die Vorschriften waren drakonisch, die Praxis eher lax, wie das in Frankreich eben so üblich ist. Bis die Deutschen aber begriffen hatten, dass in Frankreich längst nicht so heiß gegessen wie gekocht wird, haben wohl viele Alt-Nazis und Mitläufer um ihre Existenz gebangt, die dann ziemlich glimpflich davongamen.

Man hatte aber eigentlich auch andere Sorgen: Essen. Hunger. Und die Franzosen konnten sich nicht entscheiden, ob sie aus Deutschland eine Demokratie machen wollten, oder lieber ein bettelarmes und deswegen völlig machtloses Land. Das Grauen angesichts des angezettelten Kriegs und der begangenen Völkermorde war so groß, dass man sich noch nicht vorstellen konnte, Deutschland wieder in die Gemeinschaft der Völker aufzunehmen. Es gab ernsthafte Überlegungen bei den Alliierten, das Land wirtschaftlich so nieder wie möglich zu halten, den so genannten Morgenthau-Plan. Der Marshall-Plan, der den Wiederaufbau und ein Bollwerk gegen den Kommunismus vorsah, kam später.

Das Verhalten der französischen Besatzer erklärt sich auch aus derartigen Vorstellungen, vor allem das oft völlig sinnlose Demontieren von Fabriken, auch in Gosheim. Die angesichts der Ernährungslage der Bevölkerung sehr hohen Abgaben haben allerdings viel damit zu tun, dass auch in Frankreich Hunger herrscht – vor allem in den Städten. Hamstern ist überhaupt in ganz Europa überlebensnotwendig geworden für alle, die nicht selbst Bauern sind.

Was also ist vorrangige Aufgabe des neuen Gemeinderats? Das Eintreiben von Abgaben. Gleich in den ersten Tagen der Besatzung musste jede Familie einen Anzug und ein Paar Schuhe abgeben. Danach wollte die französische Armee Motorräder und Autos requirieren. Ein Nachbar versteckte sein kleines Motorrad auf dem Heuboden.

Dass Robert Schuler Regimegegner gewesen war, war bis zu den Franzosen nicht so recht durchgedrungen. Die Nazis hatten ihn schikaniert, nun beraubten ihn die Franzosen seiner Existenzgrundlage: Da er kriegswichtige Ware hergestellt hatte, versiegelten sie ihm die

Werkstatt und verboten ihm, weiter seinen Beruf auszuüben. Der Uhrenfabrik und all den anderen Betrieben ging es nicht anders: Sie wurden ebenfalls für mehrere Monate geschlossen. Robert Schuler durfte erst im Spätherbst 1945 offiziell wieder anfangen, in seiner Werkstatt zu arbeiten.

Nun, die Produkte, die er in den vergangenen Jahren hergestellt hatte, waren ohnehin nicht mehr gefragt. Aber Robert Schuler konnte ja auch noch etwas anderes: In den schlimmsten Hungermonaten fertigte er kleine Küchenmesser an, die er liebevoll „Küchenmesser“ nannte. Das war eine Art Rückkehr zu den ganz alten Techniken der Metallbearbeitung, und sein ältester Sohn sah ihm staunend zu. Die Erinnerung ist bei Bernhard Schuler noch ganz lebendig: „Ich war richtig stolz auf ihn, wie er da ein Stück Sechskantstahl in einer fußbetriebenen Esse zum Glühen brachte und dann auf dem Amboss mit kräftigen Hammerschlägen zu einem Messer formte“. Das Material, das zur Herstellung von Rüstungsteilen gedient hatte, verwandelte sich nun in hübsche Messer, die das Süße der Friedenszeit sogar im Namen trugen, vorerst eher ein Versprechen als eine Realität, aber immerhin. Bernhard Schuler schraffierte die Hefte der Messer und markierte sie mit der Rillenfeile – er empfand es als Privileg, mitwirken zu dürfen bei der Entstehung von etwas so sorgfältig Bearbeitetem, das dann die Mutter sechserweise in Seidenpapier und Kartons verpackte – „fast zu schade, um gegen so profane Dinge wie Mehl, Butter und Speck getauscht zu werden“, wie Bernhard Schuler findet.

Auch Körner und Durchschläger stellte Robert Schuler aus dem Sechskant-Material her. Diversifikation als Überlebensstrategie – Betriebswirtschaftslehre musste er nicht studiert haben, um diese Strategie anzuwenden. Um während der Beschlagnahme des Schlüssels arbeiten zu können musste Robert Schuler mit einem Dietrich in die eigene Werkstatt einbrechen, die offiziell noch geschlossen war. Er wusste, dass er sich auf die Laxheit der Kontrollen und die Kulanz der Besitzer verlassen konnte.

Da Geld kaum etwas wert war bis 1948, tauschte er seine Artikel auf dem Schwarzmarkt um. Da war beispielsweise der Tuttlinger Eisenwarenhändler Müller, der ihm diese Werkzeuge gerne abnahm gegen Glühbirnen oder elektrische Heizöfen, die wiederum wunderbar gegen Lebensmittel zu tauschen waren. Seine Quellen und Beziehungen hatte Robert Schuler ja schon seit Jahren, nur dass jetzt alles noch schwieriger, der Hunger noch größer war. Ein Pfund Speck kostete um die 200 Mark, das Pfund Butter 300 und der Zentner Kartoffeln bis zu 1000 Mark! Aber die Bauern tauschten ohnehin lieber gegen andere Naturalien als gegen Geld.

Der Winter 1945/46 ist in der kollektiven Erinnerung bis heute präsent als besonders dramatisch: Außergewöhnlich kalt, und das zu einem Zeitpunkt, wo viele Menschen ohne Wohnung und ohne Essen sind. Ohne den Schwarzmarkt wären die meisten Deutschen wohl verhungert. Seine Kinder satt zu bekommen war ein Privileg, das nur wenigen vorbehalten war. Es war die Zeit, in der man Kuchen aus getrockneter und zerstampfter Baumrinde zubereitete. In Nordrhein-Westfalen wird fast die Hälfte der Zuckerrüben- und Kartoffelernte gestohlen, und damit den Requisitionen der Besatzungsmacht entzogen – die Nahrungsmittel kommen auf dem Schwarzmarkt zum Verkauf.

Es ist der Winter, in dem die Schulers alle ihre Kartoffeln aufgegessen haben und der 13-jährige Bernhard Schuler im Frühjahr mit einem Sack und einem Handkarren loszieht, um bei Verwandten und Bekannten Kartoffeln zu betteln, hier und da, denn man muss ja auch welche haben zum Stecken für eine neue Ernte. So kostbar ist selbst das Gras, dass ein Bauer den Jugendlichen bedroht, weil er meint, die Halme, die er als Ziegenfutter abgeschnitten hat, seien nicht vom Rain sondern von seiner Wiese.

Mit dreizehn ist man im Wachstum und hungrig. Aber, so sagt er heute: Milch und Kartoffeln seien immer im Haus gewesen. Und der Vater habe noch Witze gemacht über den abwechslungsreichen Speisezettel: „Mal gibt es Kartoffeln mit Milch, und dann gibt es wieder Milch mit Kartoffeln“. Ohne die „geplagten“ Kartoffeln mitzuzählen; das waren ohne Fett in der Pfanne geröstete Kartoffeln, zu denen die Mutter etwas „Malzkaffee“ (aus angerösteter Gerste) gab, damit sie dennoch irgendwie gebraten schmeckten. Im Jahr darauf findet Robert Schuler sogar Mittel, heimlich Kirschen aus dem Kaiserstuhl nach Gosheim zu holen. Er bezieht sie über Tante Sophie, die mittlerweile wieder in Freiburg lebt, und lässt sie als Maschinenteile getarnt in Holzkisten per Bahn herbringen. Der Bahnhofsvorsteher kennt sie dann irgendwann, die seltsam blutenden Maschinenteile des Robert Schuler.

Für die Nachbarschaft ist er nicht nur der Nothelfer für Reparaturen an vielerlei landwirtschaftlichem Gerät, sondern er hilft auch mit wenn bei der Ernte ‚Not am Mann‘ ist, insbesondere bei der Nachbarsfamilie, die im Frühjahr 1948 kurz hintereinander den Vater und den ältesten Sohn verloren hatten.

Im September 1946 findet im Distrikt Württemberg-Hohenzollern die erste freie und geheime Wahl seit 13 Jahren statt, eine Kommunalwahl. Heinrich Weiß wird als Bürgermeister bestätigt. Er ist der einzige Kandidat gewesen, niemand riss sich um ein so undankbares Amt.

Denn was die Gosheimer (wie die meisten anderen Deutschen) hauptsächlich umtrieb, waren der Kalorienmangel und das permanente ausgeplündert werden durch die Besatzungsmächte. Klar sorgt es für Wut, wenn jemand, dem selbst nur eine Ration von 800 Kalorien täglich zusteht, auch noch Lebensmittel abgeben muss. Ein erwachsener, normal arbeitender Mensch benötigt etwa das Vierfache, um gesund zu bleiben.

So hatten Bürgermeister Weiß und seine Gemeinderäte die unerfreuliche Aufgabe, die französischen Besatzer vom Demontieren der Betriebe abzuhalten. Da wurden Maschinen aus den Betrieben abtransportiert, die hernach auf Bahnhöfen oder auch in Frankreich verrosteten, weil niemand etwas mit ihnen anfangen konnte – sei es, dass man mit ihnen technisch nicht zu Rande kam, sei es, dass man es nicht schaffte, sie den richtigen Leuten in Frankreich zukommen zu lassen. Es ging, wie schon erwähnt, durchaus auch darum, den Deutschen eine Quelle möglichen Wohlstands zu nehmen.

Die verzweifelten Eingaben des Gosheimer Gemeinderats im Jahr 1947 haben überhaupt nichts bewirkt. Dabei wirkt ihre Schilderung der Lage der Heuberger Gemeinden noch heute beklemmend: Man nenne die Bevölkerung noch heute die „Heuberger Bettler“, schreibt der Gemeinderat im April 1947. Es folgt eine drastische Beschreibung der Lage der Landwirtschaft um den Heuberg. Vor allem die Abgabepflicht fürs Vieh hatte dramatische Auswirkungen, da die Besitzer nicht annähernd angemessen entschädigt wurden und oftmals auch Arbeitstiere verloren, die sie dringend zum Bestellen der Felder brauchten.

Panik machte sich in Gosheim breit, als die französische Militärregierung ankündigte, in den drei größten Gosheimer Betrieben bei Uhren-Hermle, Joh. Landolt und Joh. Weiß & Sohn die Maschinen zu demontieren und abzutransportieren. Das bedeutete auf einen Schlag zehn Prozent Arbeitslose mehr in Gosheim! „In einer Stunde größter Not und größten Elends bittet die Gemeinde Gosheim um Erhörung ihrer Notlage“, schreiben die Gemeinderäte im November 1947. Die Franzosen blieben unerbittlich. Nicht alle Gosheimer waren darüber entsetzt. Es gab welche, die vor sich hin murmelten: „Nur raus mit dem Zeug, uns hat man die Söhne auch geholt“.

Aber die wirtschaftspolitische Wende ist zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr allzu weit. Im Juli 1947 hatten die Alliierten den preußischen Staat offiziell aufgelöst. Die USA haben gleichzeitig den Marshall-Plan beschlossen – sie wollen dem kriegsgebeutelten Europa wieder auf die Beine helfen, um starke und zuverlässige Verbündete gegen die kommunistischen Staaten zu haben. 13 Milliarden Dollar fließen nach Europa als Aufbauhilfe – übrigens bekommen davon Großbritannien und Frankreich mehr ab als Deutschland. Aber auch in Deutschland kann wieder konstruktive Politik gemacht werden.

Ludwig Ehrhard, von 1949 bis 1963 Wirtschaftsminister, bringt 1948 die Währungsreform auf den Weg, die am 21. Juni in Kraft tritt – für viele das Datum, an dem der Krieg und seine Schrecken erst wirklich vorbei und Vergangenheit sind. Zwar hat auch diese Währungsreform den Menschen Angst gemacht – die Gemeinde Gosheim spendete schnell ihr gesamtes Vermögen, bevor es an Wert verlor; die Menschen versuchten, noch ihre Schulden zu begleichen und einzukaufen (ausgerechnet; das war ja dann am Tag nach der Reform so viel einfacher). Die Reform bewirkte geradezu Wunder: Die Schaufenster waren auf einmal voll, selbst mit Artikeln, die es am Tag vorher angeblich gerade überhaupt nicht vorrätig gegeben hatte. Der Schwarzmarkt gehörte ab sofort der Vergangenheit an.

Robert Schuler wird dieses Datum als weniger freudig erlebt haben. Er, der nach seinem eigenen Kopf und Plan gelebt hat, und darauf gesetzt hatte, dass seine Schulden mit der Geldentwertung ebenso dahin schmelzen würden wie 1924 das Vermögen seines Vaters, sieht sich bitter enttäuscht. Auch seine Hypothekenschulden wurden nicht abgewertet, sondern blieben als Hypothekengewinnabgabe weiter als Zahlungspflicht bestehen. Nein, die Geschichte hat ihm keine Revanche geboten für die herben Verluste vor 24 Jahren oder dafür, dass ihm das Leben nicht die Möglichkeit geboten hat, als erfolgreicher Geschäftsmann wohlhabend zu werden, wie es wohl seinen Talenten und seinem Ehrgeiz entsprochen hätte. In seiner Verbitterung begeht Robert Schuler denn auch den Fehler, seine Lebensversicherung zu kündigen, die er schon vor dem Krieg abgeschlossen hatte – weil ja seine Beiträge durch die Währungsreform auch abgewertet worden sind. Wenn er gewusst hätte, dass diese spontane Reaktion seiner Familie noch große Sorgen bereiten würde! Aber wie hätte er auch ahnen können, dass er schon vier Jahre später würde sterben müssen.

Vorerst schmiedet er Pläne – nachdem der Zorn verraucht ist und die positiven Effekte der Währungsreform auch ihn erreichen. Schon allein, dass er nicht mehr kostbare Stunden seines Lebens damit verbringen muss, in der Gegend herumzuziehen, um seine Familie mit Lebensmitteln zu versorgen. Die gibt es auf einmal in jedem Laden in Hülle und Fülle. Das setzt Energie frei. Robert Schuler überlegt, seine Produktion von chirurgischen Instrumenten auszuweiten auf weiteren medizinischen Bedarf.

Es schwebt ihm eine kleine Produktion von gedrehten, medizinischen Teilen wie Kanülen, Blutentnahmenadeln und Achtkantinstrumenten vor, die auch der Kollege Berthold Hermle gerade aufbaut. Der legt damit den Grundstock für sein später blühendes Maschinenbau-Unternehmen. Aber das ist nicht Robert Schulers Weg. Den bittet nämlich sein Sohn, der eben die Schule abgeschlossen hat, dass er ihn als Lehrling annimmt und in sein Handwerk einführt. Folglich legt er den Schwerpunkt seiner Produkte wieder mehr auf die handwerkliche

Fertigung von zahnärztlichen Instrumenten. Den Vertrieb soll ein Vertreter übernehmen, dem ein neu gedruckter, viersprachiger Katalog an die Hand gegeben wird. \* **Bilder 06.2 / 06.3**

So viel Zeit ist Robert Schuler gerade noch beschieden: Seinen Sohn nach seiner Schulentlassung im März 1948 zunächst auf eine private kaufmännische Handelsschule in Tuttlingen zu schicken und ihm danach eine solide Ausbildung als Chirurgie-Mechaniker zu geben. Sein Sohn ermisst erst nach dem Tod des Vaters, wie klug der für ihn sorgte, als er ihn zum Besuch der Handelsschule drängte – als Bernhard Schuler seinen eigenen Betrieb hat und nicht nur mit technischen, sondern auch mit kaufmännischen Arbeiten zurecht kommen muss, ist er dankbar für das Gelernte. Auch wenn ihn der Direktor gleich am ersten Schultag wegen seines Dialekts verspottet: „Der spricht ja wie ein Chinese“, meint der ehemalige ostpreußische Offizier und tröstet ihn auf seine Art: „Aber ein Chinese lernt in vier Wochen Englisch, dann lernst du’s auch.“ \* **Bild 06.4**

Dreizehn Tage nach der Gesellenprüfung seines Ältesten verunglückt der Vater von vier Kindern tödlich, die jüngste seiner Töchter ist sechs Jahre alt. Wer weiß, ob er irgend etwas in seinem Leben anders gemacht hätte, wenn er gewusst hätte, wie kurz es sein würde. Vielleicht nicht, und vielleicht ist auch das ein Maßstab um sagen zu können, ob ein Leben glücklich war oder nicht. Sein Sohn Helmut jedenfalls hat ihn so in Erinnerung: „Er hat viel gelacht, war gut zu seinen Kindern“. Trotz der langen Arbeitstage, oft von 6 Uhr morgens bis 22 Uhr abends.

Seinen Frohsinn und seinen Humor schildern auch die nachstehenden Verse aus der Faschachtszeitung „Brennessel“ Mitte der 1930er Jahre sehr treffend:

Der Schuler Robert, das lange Haus,  
frühmorgens noch bei Nacht ging er aus dem Haus.  
Er wollte sich wohl schon mit Milch versehn,  
in der einen Hand war eine Kanne zu sehn,  
in der andern hielt er ein Lampenlicht,  
so trampelt er dahin und ahnet nicht,  
was eine klingende Kanne und Licht bei Nacht,  
auf d’Musse-Marei \*) für ein’ Eindruck macht.  
Sie wollte vom Brunnen mit Wasser zurück,  
doch jetzt schaut sie auf und hebet den Blick.  
Sie wollte den Segen des Himmels empfangen,

doch diesmal war sie angegangen.  
Wie sie so kniet und betet mit Bedacht,  
da steht der Robert vor ihr und lacht:  
„Das hätt' ich heut noch nicht gedacht.“

\*) Die schon ältere Marei, Tochter eines Hieronymus,  
meinte, der Pfarrer sei mit dem Ministranten auf einem  
Versehgang zu einem Schwerkranken oder Sterbenden.



Bild 04.5 /  
100-Markschein von 1910

Bild 04.6 /  
50-Millionen-Markschein vom  
1.9.1923 (Inflationsgeld)

Bild 04.7 /  
Cilli am Grab ihres Vaters

Bild 04.8 /  
Hochzeit Robert und  
Franziska Schuler, 20.10.1930



Bild 04.9 /

Robert mit Familie und Schwester  
Angela im Obstgarten in der Au,  
ca. 1938



Bild 04.10 /

Franziska mit ihren Schwägerinnen  
im Augarten



Bild 04.11 /

Auszug aus dem Haushaltsbuch  
der Eheleute Schuler, September 1932

Bild 04.12 /

Bernhard jr. mit Großmutter  
Magdalena und Gotte Sophie,  
ca. 1936

48				49			
Einnahmen		Monat		September		Ausgaben 1932	
Sept. 7	Grunder Einnahmen	10	-	Sept 1	Leinwand 2.11	22.4	5.51
" 8	Arbeitslosen Unterstützung	111	-	" 3	Post 15.8	Abwischen 5.8	8.0
" 9	"	811	-	" 6	Einnahme Abwischen	Abwischen	5
" 9	Parasengarten 2.11	4980	-	"	Arbeitsgeld 4.88	Arbeits 1.80	2.88
" 11	Arbeitslosen 2.11	9365	-	"	Arbeitslosen 2.11	Arbeits 1.80	2.88
" 11	Zahlung 2.11	892	-	" 7	Post London 4.10.8		7.10
" 12	Zahlung 2.11	891	-	" 8	Post 2.11	Arbeits 2.11	8.80
"	Zahlung 2.11	227	-	" 10	Arbeitslosen 2.11		5.0
" 21	Arbeitslosen 2.11	310	-	" 16	Wohnungsunterstützung		6.0
" 27	Zahlung 2.11	950	-	" 17	Post 2.11	Arbeits 2.11	1.10
" 28	Arbeitslosen 2.11	251	-	" 20	Post 2.11	Arbeits 2.11	4.11
		15525	06	" 21	Post 2.11	Arbeits 2.11	2.8
				" 23	Arbeits 2.11	Arbeits 2.11	8.57
				" 24	Post 2.11	Arbeits 2.11	7.58
				" 25	Arbeits 2.11	Arbeits 2.11	9.78
				" 26	Post 2.11	Arbeits 2.11	1.25
				" 27	Arbeits 2.11	Arbeits 2.11	8.80
				" 28	Post 2.11	Arbeits 2.11	16.80
				" 29	Arbeits 2.11	Arbeits 2.11	9.00
				" 30	Post 2.11	Arbeits 2.11	2.10
				"	Zahlung 2.11	Arbeits 2.11	7.683
							21467 06

Uhrenmacher – Mechanikus – Dreher

## Im Takt der Zeit

Mit der Uhrmacherei begann die Entwicklung der Feinmechanik. Dem Ort Gosheim brachte sie Anfang des 19. Jahrhunderts die Dreherei – und damit eine ganz allmählich verlaufende Industrialisierung.

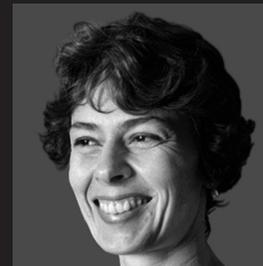
Im Rhythmus der Konjunktur und der Krisen wurde aus einer landwirtschaftlich geprägten Gemeinde einer der am höchsten industrialisierten Orte Deutschlands, aber ohne die tiefen kulturellen und sozialen Umwälzungen, die die Industrialisierung andernorts meist mit sich brachte.

Die Geschichte der Familie Schuler zeigt, wie ihre Mitglieder diese wirtschaftliche Entwicklung ganz konkret erlebt haben.



Bernhard Schuler

geboren 1933 in Gosheim, war von 1952 bis 1997 Inhaber eines rasch wachsenden Drehereibetriebs am Heuberg, der heute noch in Familienbesitz ist.



Astrid Mayer

geboren 1964 in Reims, Frankreich, ist Historikerin, Journalistin und Buch-Autorin und lebt in Freiburg. Das Leben der früheren Generationen im Schwäbischen kennt sie aus eigener Anschauung: Ihre Großmutter väterlicherseits hatte einen landwirtschaftlichen Betrieb unterhalb des Hohenzollern.